

Hatice Akyün

*Verfluchte anatolische
Bergziegenkacke*

*Oder wie mein Vater sagen würde:
Wenn die Wut kommt, geht der Verstand*

Kiepenheuer & Witsch

Für meinen Vater



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2014

© 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Gülay Yavuz

Gesetzt aus der Arno

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04699-1

Vorweg

Im Türkischen sagt man: Doğru söyleyeni dokuz köyden kovarlar – wer die Wahrheit spricht, wird aus neun Dörfern verjagt. Ich hoffe, dass ich von den Lesern meines Buches nicht verjagt werde. Wohin auch, denn das hier ist »meine Heimat«. Heimat, das ist für mich Duisburg, Berlin, Deutschland. In meiner Heimat passieren skurrile, seltsame, aufrichtige, unverständliche, nachvollziehbare und völlig unsinnige Dinge, über die ich wöchentlich in meiner Kolumne »Meine Heimat« im Berliner *Tagesspiegel* berichte. Nicht im Stil einer Reportage oder eines Berichtes. Nein, ich versuche, den Dingen auf den Grund zu gehen, die Logik oder den Unsinn hinter dem Treiben zu erkennen, die Ereignisse mit dem Blick durch meine eigene Brille zu erfassen und zu verstehen.

Manchmal sind meine Geschichten eindeutig, manchmal ambivalent. Meistens sind sie verständnisvoll, aber stets angriffslustig. Aber keine Sorge, ich werde in diesem Buch keine politischen Sprechblasen wiederholen. Denn eines sind meine Geschichten trotz ihres politischen Anstrichs immer: konkret, auf den Alltag und das Menschliche, Allzumenschliche bezogen.

Bei mir ist es der deutsch-türkische Alltag, ein Leben in den Parallelwelten zwischen Berlin, Duisburg und manchmal auch der Türkei. Zu berichten gibt es viel aus einer riesigen deutschen Bevölkerungsgruppe, den türkischen Einwanderern und ihren

Familien. Ich fange Bilder ein und erzähle Geschichten, die ein vielschichtiges, heterogenes und buntes Deutschland beschreiben.

In meinen Geschichten bin ich manchmal die deutsche und manchmal die türkische Beobachterin und Botschafterin, betone die Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede der beiden Kulturkreise. Doch eigentlich schreibe ich nicht als Türkin, nicht als Deutsche und auch nicht als Migrantin, sondern als Kosmopolitin, die aus der Bundeshauptstadt Berlin berichtet.

Und weil das Leben, der Alltag, die Politik und überhaupt alles, was tagtäglich um uns herum passiert, schon kompliziert genug ist, bitte ich meinen Vater mit seinem unerschöpflichen Schatz an Sprichwörtern, Weisheiten und Anekdoten um Hilfe. Denn was ich mühsam versuche zu erklären, wird er am Ende mit einem klugen und unkomplizierten Satz auf den Punkt bringen. Eben: »Oder wie mein Vater sagen würde ...«.

Mein Vater ist ein Gastarbeiter der ersten Generation; es ist auch sein Blick auf Deutschland. Er hilft mir mit seinen Sprüchen, komplizierte Sachverhalte auf das Wesentliche zu reduzieren. Manche seiner Sprichwörter sind in der türkischen Sprache bekannt, andere erfindet er für meine Kolumnen neu. Dafür rufe ich ihn an, erzähle ihm die Geschichte, die ich in meiner Kolumne thematisiere, und frage: »Baba, was würdest du dazu sagen?«

»Verfluchte anatolische Bergziegenkacke« (so einen Fluch gibt es in der Heimat meiner Vorfäter und -mütter übrigens gar nicht, den habe ich mir selbst zurechtfantasiert) ist trotz des etwas rüden Titels kein »böses« Buch, keine überkochende Wallung einer Wutbürgerin. Ich schreibe so, wie ich etwas wahrnehme, aber ohne Gewissheit, immer richtigzuliegen. Aber

immer mit dem Anspruch, der Geschichte hinter der Nachricht auf die Spur zu kommen. Und manchmal muss ich mich eben doch auch »tierisch« aufregen, auch wenn ich Bergziegen in Wahrheit ganz niedlich finde.

Dieses Buch bietet aber auch den selbstkritischen Blick einer Journalistin, die in den Rollen der Mutter, der Frau mit Migrationshintergrund, der Autorin mit dem Hang zum Detail, der Weltenbummlerin, der Society-Reporterin, der Bergmannstochter aus dem Ruhrgebiet, der Justizfachangestellten und der engagierten Demokratin jede Menge Gegensätze vereinigt.

Oder wie mein Vater sagen würde: »Akıl yaşta değil, başta-
dır.« – Klug ist man nicht im Alter, sondern im Kopf.

Nur bei Frost

Gestatten: Hatice! Wenn Sie jetzt innerlich spontan »Gesundheit!« gewünscht haben, sind Sie eindeutig noch nicht bereit für den interkulturellen Dialog. Hatice ist kein Schnupfen, sondern mein Name. Hatice Akyün und, ja, Sie haben richtig geraten: Ich bin ein Mensch mit Migrationshintergrund. Das klingt ein bisschen wie Mensch mit Behinderung, ist also politisch außerordentlich korrekt, sagt aber irgendwie auch: Hier ist ein Mensch, aber ...

Also habe ich beschlossen, diese Kolumne dazu zu missbrauchen, nicht nur meinen Hintergrund in den Vordergrund zu rücken, sondern auch meinen Nebenberuf als Mensch, und das »Aber« aus meiner Selbstwahrnehmung zu vertreiben.

Keine Panik, ich werde Ihnen keine Leidensgeschichten erzählen, ich bin nicht zwangsverheiratet, nicht auf der Flucht vor meinen gewalttätigen Brüdern, und mein türkischer Vater wäre zu gern der Patriarch im Haus, aber seine vier Töchter und sieben Enkelinnen bieten ihm keine allzu großen Entfaltungsmöglichkeiten in dieser Rolle. Ja, ich trage manchmal Kopftuch, aber nur bei Berliner Minusgraden, weil ich sonst eine Ohrenentzündung bekomme.

Da ich als Ihre Kolumnistin und Sie als – hoffentlich – meine neuen Stammler gleich ein gutes Verhältnis zueinander aufbauen sollten, mache ich Ihnen zu Beginn ein Geständnis: Mein

Leben unterscheidet sich nicht so besonders von dem anderer Berliner, deren Migrationshintergrund schon etwas weiter zurückliegt – also in die Zeit, als Ururomi als Hugenottin herkam. Ich selbst bin ja erst 2000 hierher gezogen – übrigens aus Duisburg, meiner Heimatstadt.

Mein Leben ist manchmal langweilig, manchmal mühselig, manchmal einfach genial. So wie das Ihre. Aber das muss unter uns bleiben. Denn beruflich bin ich nicht bloß Journalistin, sondern auch Fachfrau in Migrationsfragen mit einer weit über die Stadtgrenzen hinaus berühmten Kernkompetenz in türkischen Themen, die ich mit der anatolischen Muttermilch faktisch aufgesogen habe. Nicht auszudenken, wenn herauskommt, dass ich in Wirklichkeit oft nicht einmal koranfest bin. Das würden mir die strengen Christenmenschen nicht verzeihen, auch wenn ihnen selbst nicht ein einziger Psalm einfällt.

Wir halten fest: Mein Name ist kein Schnupfen, der Migrationshintergrund ist es doch. Und zwar ein chronischer. Manchmal hoffe ich darauf, dass dagegen eine Schluckimpfung gefunden wird, gleichzeitig weiß ich aber, dass die Pharmaindustrie Wichtigeres zu tun hat. Wenn also nette Zeitgenossen besonders langsam und deutlich mit mir reden, nachdem sie meinen Namen gehört haben, obwohl ich in manchen Redaktionen auch als Schlussredakteurin erhalten musste, weil ich einfach besser Deutsch konnte als die Kollegen Müller und Schmidt, dann muss ich meine Yogakenntnisse hervorkramen, um nicht wütend zu werden. Es gibt Tage, an denen wäre ich gerne einfach bloß Deutsche. Aber dann fallen mir die vielen großartigen Dinge ein, die ich als Deutsche mit meiner türkischen Kultur im Gepäck so erlebe und empfinde. Dass viele von diesen Dingen nichts ahnen und fast enttäuscht sind, dass wir nicht von

Hartz IV leben, keine Schafe in der Badewanne schächten und Ihnen nachts auch nicht in der U-Bahn auflauern, macht nichts. Dafür gibt es ja nun diese Kolumne. Es wird sicher spannend. Dafür stehe ich als Mensch und Migrantin.

Oder wie mein Vater sagen würde: »Aynı dili konuşanlar değil, aynı duyguları paylaşanlar anlaşabilir.« – Nicht wer die gleiche Sprache spricht, sondern die gleichen Gefühle teilt, versteht sich.

28. Februar 2011

Die gelbe Telefonzelle

Verwundert schütteln meine Eltern den Kopf, wenn ich ihnen von E-Mail, Skype, Twitter und Facebook erzähle. Ihnen sind diese Kommunikationsmittel so fremd wie mir die Landschaften Kappadokiens.

Früher liefen wir mit der ganzen Familie zu einer gelben Telefonzelle, um eine Verbindung nach Anatolien zu bekommen. Das Telefonhäuschen meiner Kindheit stand an der Weseler Straße in Duisburg-Marxloh. Die Zelle war kanarienvogelgelb, hatte einen Schlitz für Münzen und eine Glastür, die so schwer war, dass wir sie aufstemmen mussten. Meine Geschwister und ich stellten uns gegen die Tür, damit wir alle das Gemurmel der Verwandten im Heimatdorf mithören konnten. Mein Vater wählte sich die Finger wund, um eine Verbindung zum einzigen Telefon in Akpınar Köyü zu bekommen. Wenn am anderen

Ende der Dorfälteste abnahm, musste einer von uns unaufhörlich Zwei- und Fünfmarkstücke in den Schlitz werfen.

Das Häuschen an der Weseler Straße gibt es nicht mehr. Heute steht dort ein türloses Glasgebilde, das nicht einmal vor Regen schützt. Ich bin noch einmal dorthin gegangen, um dieses Gefühl von früher zu bekommen. Lange habe ich es nicht ausgehalten. Das Glas war eingeschlagen, es roch streng, Zigarettenstummel lagen auf dem Boden.

Heute haben wir eine Flatrate in die Türkei. Aus dem einen Telefon in Akpınar Köyü wurden Dutzende. Manchmal schalte ich das Telefon auf Lautsprecher und lasse den Hörer auf dem Esstisch liegen, damit Oma und Opa mithören können, wie ihr Enkelkind schmatzt und schlürft. Niemand muss Münzen nachwerfen, niemand muss eine schwere Tür aufhalten, die kindliche Aufregung, eine Verbindung bekommen zu haben, ist verflogen. Wahrscheinlich muss ich bald mit meiner Tochter in ein Museum gehen, um ihr eine Telefonzelle zu zeigen. Trotz ihrer vier Jahre weiß sie, was ein Telefon ist, und spielt mit ihrem Spielzeughandy. Dann sagt sie: »Hallo Omi, ja, ja, ich gehe jetzt auf den Spielplatz, schaukeln, Kuchen backen, hadi tschüss!«

Als ich vor einigen Wochen den Dachboden im alten Zechenhaus meiner Eltern aufräumte, fand ich meinen Kassettenrekorder wieder. In der Kiste lagen auch Musikkassetten. Früher, wenn wir unseren Verwandten in der Türkei mehr mitteilen wollten, saßen wir vor dem Rekorder, und jeder erzählte eine Geschichte. Und war die Kassette voll, packten wir sie ein und schickten sie in unser Dorf. Unsere Verwandten freuten sich mehr darüber, die vertrauten Stimmen zu hören, als einen Brief von jemandem vorgelesen zu bekommen.

Unser neuestes Kommunikationsbaby heißt Skype, und wir

können meine Eltern auf dem Bildschirm sehen. Sie müssen zwar die Nachbarstochter holen, damit sie den Computer anstellt und das Programm öffnet, aber sie sind stolz und erzählen es der ganzen Verwandtschaft. Im schlimmsten Fall versammeln sich alle am Computer. Es ist fast wie früher an der gelben Telefonzelle, nur andersherum.

Meine Mutter findet Videotelefonieren allerdings suspekt und spricht demonstrativ an der Kamera vorbei. Mein Vater zeigt ihr die Stelle, in die sie beim Sprechen hineinschauen soll. Aber wie weit sich die Technik auch von der gelben Telefonzelle an der Weseler Straße wegentwickelt haben mag, meine Mutter murmelt: »Nein, nein, so geht das nicht, ich möchte euch richtig umarmen und küssen. Wann kommt ihr endlich?«

Oder wie mein Vater sagen würde: »Dil yüreğin kepeşidir.« – Die Zunge ist der Schöpflöffel des Herzens.

21. März 2011

Verkürzte Wehrpflicht

Mein Cousin Murat ist seit Freitag beim türkischen Militär. Das ist zunächst einmal nicht ungewöhnlich. Wäre da nicht der Umstand, dass er beim Joggen nach zehn Minuten schlappmacht, die Rückenblockade beim Osteopathen lösen lässt, das rechte Knie bei Wetterumschwung heftig zieht und er bald seinen 40. Geburtstag feiert.

Bei seinem körperlichen Zustand würde es in Deutschland

nicht einmal zum Zivildienst im Natur- und Artenschutzbereich reichen. Das hat er nun davon, dass er den deutschen Pass schon vor dem Jahr 2000 beantragt hat. Die doppelte Staatsbürgerschaft bescherte ihm nun all inclusive – allerdings nicht in Antalya, sondern in der türkischen Armee.

Für 7668 Euro hat sich Murat vom 15-monatigen Pflichtdienst freigekauft. Dafür darf er jetzt 21 Tage lang Rambo spielen. Natürlich ohne scharfe Munition, aber mit einem Kompass, der immer nach Osten zeigt.

Murat wird wie alle Kurzzeit-Soldaten mit Migra-Higru seinen Dienst in Burdur ableisten, einer Kleinstadt im Südwesten der Türkei. Viermal im Jahr, Januar, April, Juli und Oktober, zieht der türkische Staat ein: eine Ansammlung von gesetzten, ergrauten Männern mit den ersten körperlichen Gebrechen. Den Termin seiner Rekrutierung konnte Murat selbst bestimmen. Er entschied sich für den milden April, weil ihm die Türkei im Juli zu heiß, im Januar zu kalt und im Oktober zu verregnet ist. Um die 10 000 Türken kommen so aus aller Welt zusammen. Das macht 50 bis 70 Millionen Euro Nebeneinkünfte für die Türkei. Die devisa bringende Beschäftigungsmaßnahme ist eher eine Burn-out-Präventionskur als eine militärische Grundausbildung.

Es ist zu vermuten, dass mein Cousin nicht einmal in die Nähe eines Leopard-Panzers kommen wird. Mit ein wenig Glück hängt eine Dartscheibe im Aufenthaltsraum der Kaserne, wo er und seine Kameraden ein wenig zielen üben dürfen. Ob die Notration aus Dönerteller in der Büchse besteht, der Gebetsteppich in Tarnfarbe gemustert ist oder an seinem Jeep ein Fuchsschwanz hängt, wurde von ihm noch nicht überliefert.

Um das Heimweh nach Deutschland zu bekämpfen, könnte

Murat jedoch einen Tagesausflug in eine »echte« Kaserne unternehmen, in der bestimmt noch altes Gerät aus deutschen Waffenschmieden herumsteht.

Jahrelang hat mein Cousin übrigens alle möglichen Tricks angewandt, um der Einberufung zu entgehen. Nun sind alle legalen Mittel ausgeschöpft, und er wird sich als studierter Familienvater, der die Türkei nur aus Urlaubsreisen kennt, von einem 22-jährigen Vorgesetzten durch den Schlamm schubsen lassen.

Ein Freund, der seinen Dienst schon hinter sich hat, machte Murat kurz vor seiner Abreise noch ein wenig Mut. Er erzählte ihm frohgemut, dass es in Burdur erlaubt sei, mit dem Handy zu telefonieren, Essen aus Restaurants zu bestellen und die freien Wochenenden im Luxushotel in Antalya zu verbringen. Nur eines dürfe Murat aber unter keinen Umständen: die türkische Nationalhymne falsch singen.

Warum nur hat Deutschland den Wehrdienst ganz abgeschafft und lernt nicht von den Türken? Man hätte den Dienst einfach auf 15 Monate festsetzen sollen. Und wer nicht zur Bundeswehr will, kauft sich für 7668 Euro einfach frei. Mit den Einnahmen käme eine prächtige Armee zusammen. Hiermit bewerbe ich mich für den Posten des Bundesverteidigungsministers.

Oder wie mein Vater sagen würde: »Kırkıdan sonra saza başlayan, kıyamette çalar.« – Wer erst mit vierzig anfängt, ein Instrument zu lernen, spielt am Tag der Auferstehung.

4. April 2011

Integration durch Silikon

Fast wäre mir in meinem Türkeiurlaub die prickelndste Integrationsdebatte des Jahres entgangen. Aber zum Glück habe ich es noch rechtzeitig geschafft, nach Berlin zurückzukehren, um die höchst brisante Frage zu erörtern: »Darf eine Türkin das?« Nicht auszudenken, wenn ich meinen Teil nicht auch noch ungefragt dazu beitragen dürfte. Sie, meine anspruchsvollen *Tagesspiegel*-Leser, haben natürlich von diesem Schmuddelvorfall nichts mitbekommen. Deshalb möchte ich Sie kurz aufklären: Die türkischstämmige Seifenoper-Darstellerin Sila Şahin aus Berlin hat sich für das bekannte Integrationsblatt *Playboy* ausgezogen. Jenes Heftchen, das meinen Mitschülern eine Idee von weiblicher Anatomie in Zeiten schwerster pubertierender Umstellung vermittelte.

Eine Türkin hat sich also nackt fotografieren lassen. Oder wie man es in der Militärsprache sagt, sie hat blankgezogen. Na endlich, könnte man fast unkritisch sagen. Zieht sich nicht immer irgendjemand aus? Heidi Brühl, Uschi Glas, Katarina Witt, Simone Thomalla? Immer wenn der Stern vom Firmament herunterfällt und dem Horizont bedrohlich nahe kommt, hilft ein kleiner Nackedei der Karriere aus der Krise. Blitzlichtgewitter statt Dschungelcamp; Haut zeigen, statt sie zu Markte tragen; Maske und Retusche statt Matsch und Reptilien.

Braucht man eigentlich Gehirnzellen, um diese PR-Kampagne zu durchschauen? Der türkischen Nacktprotagonistin geht es jedoch nicht allein darum, ihren entblößten Körper zu präsentieren. Nein, es ist ihr viel ernster: Sie möchte sich von kulturellen Zwängen befreien. Die Fotos seien ein Akt der Emanzipation. So-

zusagen raus aus den Klamotten und rein in die Chefetagen der Dax-Unternehmen. Ich bin so dankbar, dass nach Alice Schwarzer, die mich über meine Unterdrückung aufgeklärt hat, und Kristina Schröder, die mich an meine Berufung als Frau erinnert hat, nun Sila Şahin gekommen ist, um mich von meinen kulturellen Zwängen zu befreien. Zur Not auch mit ihren Silikonwaffen.

In diesen Zeiten haben wir Türkinnen es wirklich nicht leicht, uns für das richtige Integrationsmodell zu entscheiden. Kopftuchtürkin oder Nackttürkin? Befreien wir uns nur vom Kopftuch oder ziehen wir auch gleich den Schlüpfer aus? Man stelle sich das mal vor: Auf der Türkenwiese vor dem Schloss Bellevue tummeln sich Dutzende FKK-Anhängerinnen, alle vom Schönheitschirurgen in Neukölln runderneuert. So ist das mit der Integration. Erst kam die Problematisierung, dann die Stigmatisierung und zuletzt die Boulevardisierung. Endlich sind wir angekommen und massenmedientauglich. Sila Şahin hat für uns alle die Mauer umgestoßen. Oder frei nach Ronald Reagan: Türkinnen, draw down your panties.

Aufmerksame Leser könnte jetzt das Gefühl beschleichen, ich wäre vor Neid ein wenig angefressen. Zugegeben, meine Chance, als Ausklappfoto einen unvergesslichen Eindruck zu hinterlassen, habe ich ungenutzt verstreichen lassen. Vermutlich wollte ich den von mir mühsam errungenen Einklang von Körper und Geist nicht riskieren. Ich habe für Nacktfotos nicht die entsprechende Figur, aber um mit der Freiheit umzugehen, hoffentlich genug Format.

Oder wie mein Vater sagen würde: »Gençliğin kıymeti ihtiyarlıkta bilinir.« – Den Wert der Jugend erkennt man im Alter.

11. April 2011

Türkin nur im Urlaub

Ich bin mit meinen Landsleuten in den Urlaub geflogen. Busladungen von ihnen wurden am Flughafen abgesetzt. Schlangen über Schlangen vor den Check-in-Schaltern der türkischen Fluggesellschaften. Ein bisschen sah es wie die Flucht vor der schwarz-gelben Kopfpauschale aus.

Allerdings bot sich mir in Tegel ein ungewohntes Bild: weit und breit keine Karawanen mit Gepäckkulis, auf denen sich mit Wäscheleine festgeschnürte Reisetaschen türmten. Keine mit Folie umwickelten Koffer und verklebte Kartons, in denen ursprünglich Küchengeräte verkauft wurden. Kein Meer von Plastiktüten, zum Zerreißen gefüllt, an dunkel behaarten Armen. Kurz: weit und breit keine Türken.

Nicht ein einziger.

Stattdessen Hunderte von Trolleys in bunten Farben, mit Weichgummirollen und ergonomischen Griffen, die wiederum von Händen gehalten wurden, die zu Körpern gehörten, die einer perfekten Choreografie folgten. Im Gleichschritt marschierend, in Socken, die die Kraft über Sandalen geräuschlos auf den Boden übertrugen. Nur der abrupte Stillstand in den schwingenden, aber perfekt ondulierten Frisuren der Frauen zeigte an, dass die Kolonne zum Stehen gekommen war, millimetergenau, in genormtem Abstand.

Da stand ich nun mitten unter ihnen mit meinem Vier-Rollen-Schiebe-Trolley, weil der ja viel praktischer ist als der Zwei-Rollen-Zieh-Trolley. Allein meine Anwesenheit genügte, um den Altersdurchschnitt in der Schlange um schätzungsweise 36 Jahre zu senken. Der Vorteil, wenn ich mit urlaubserprobten Freizeit-

profis fliege, ist, dass alles perfekt läuft, wie eine tausendmal geübte Notfallübung. Das Boarding geht ruckzuck, kein Gerangel um die Plätze, keine überfüllten Gepäckfächer. Zügig wird das Nackenkissen aufgeblasen und die Schlafmaske über die Augen gestülpt. Nicht mal das obligatorische Klatschen, wenn die Räder des türkischen Fliegers den Boden berühren. Schließlich applaudieren wir ja auch nicht im OP, wenn der Oberarzt seine Arbeit fehlerfrei zu Ende bringt.

Es ist mir ein Rätsel, dass ein Land, dessen Lieblingsthema die Überfremdung ist, bei jeder Gelegenheit so international auf Reisen geht. Ein Freund klärte mich schließlich auf. Er meinte, dass sich der Deutsche seit der Varusschlacht aus allen Nationen der Welt zusammensetzt. Er müsse also reisen, damit er den Flecken wiederfände, von dem einst seine VorvorvorVorfahren aufgebrochen seien.

Die visumfreie Einreise in die Türkei ist übrigens der Grund, warum die Russen schwarmartig in Antalya einfallen. Zahlenmäßig haben sie die Deutschen längst überholt und sich die Küstenstadt unter den Nagel gerissen. Ein türkischer Kellner kommentierte die Lage folgendermaßen: »Jahrelang haben wir uns über die Deutschen lustig gemacht. Allah hat uns nun dafür bestraft und uns die Russen geschickt.«

Komisch, dass ich immer wieder meinen Urlaub in der Türkei verbringe, also in das Land zurückkehre, in dem ich geboren bin. Zwar bin ich durch und durch deutsch, aber meine türkischen Gene spielen verrückt, wenn ich mich in einer Situation wiederfinde, die mich zwingt, meine türkischen Landsleute in Schutz zu nehmen. »Schade«, sagte ein deutscher Hotelgast zu seinem Gegenüber, »dass die Türken in Deutschland nicht genauso freundlich und höflich sind wie hier.« »Schade«, warf

ich ungefragt ein, »dass die Deutschen in Deutschland nicht genauso freundlich und höflich sind wie in ihrem Türkeiurlaub.«

Vielleicht lerne ich doch noch angeln und probiere es im nächsten Jahr mit Lachsfischen in Kanada.

Oder wie mein Vater sagen würde: »Çok yaşayan değil, çok gezen bilir.« – Nicht wer lange lebt, wer viel reist, weiß viel.

18. April 2011

Kerne der Sonnenblume

Die Türken haben die Kernspaltung erfunden. Das macht sich besonders zum Frühlingsanfang in Kreuzberg bemerkbar. Wenn man jetzt nicht aufpasst, wird man unweigerlich von fliegenden gerösteten Sonnenblumenkernen getroffen. Im schlimmsten Fall, wenn sie bereits im herausgelösten Zustand sind.

Sonnenblumenkerne zu spalten gehört zu den Grundlagen der türkischen Erziehung. Die Fertigkeit, den Kern aus der Schale zu lösen, habe ich von meinem Vater gelernt. Der wiederum von seinem Vater, der von seinem Vater und so weiter. So wird dieses Geschick von Generation zu Generation weitergegeben. Nur das Problem der Restmüllbeseitigung ist auch nach jahrtausendlanger Praxis noch nicht gelöst worden. So landen die ausgelutschten Schalen einfach auf dem Boden.

Ich muss zugeben, dass ich meinen Vater beim Erlernen des Kernherauslösens in den Wahnsinn getrieben habe. Ich meine

mich zu erinnern, dass er nach acht Stunden die Schale mit den Kernen im hohen Bogen aus dem Fenster geworfen hat. Heute beherrsche ich die Kunst selbstverständlich perfekt. Es gibt zwei erprobte Kernspaltungstechnologien: zum einen die Hasen-Variante, bei der man die Spitze anknackt und sich gefühlvoll hochknabbert, und zum anderen die Spitzspalt-Variante, bei der man den Kern hochkant zwischen die Schneidezähne nimmt, die Schale aufknackt, den geöffneten Kern seitlich wegdreht und das weiche Innere mit der Zunge herausfischt. Um den Kern so geschickt zu öffnen, dass man nicht ständig Krümel zwischen den Lippen hat, muss man enorm lange üben.

Empirische Untersuchungen gibt es dazu zwar keine, aber ich kann persönlich und aus eigener Erfahrung bezeugen, dass die Geschicklichkeit der Türken, unermüdlich und eindrucksvoll zu küssen, auf die feinmechanischen Fertigkeiten der Kernspaltung zurückgeht.

Ich kann es gar nicht erwarten, den Brauch endlich an meine Tochter weiterzugeben. Bisher haben wir die Regelung, dass ich die Kerne in mühevollster Kleinarbeit öffne und sie die Auslese ohne große Anstrengungen futtert. Der türkischstämmige Vater weigert sich übrigens, die »dörfliche Angewohnheit«, wie er das Sonnenblumenkerneessen nennt, in den Erziehungsplan unserer Tochter aufzunehmen. Das hat man davon, wenn man Türken ständig diesen Knigge zu lesen gibt.

In Kreuzberg wird im Frühling alles, was irgendwie als Sitz dienen könnte, vor die Tür gestellt. Ich bin davon überzeugt, dass man von der Artenvielfalt des Gestühls und der Sitzkultur auf die Herkunft von Menschen schließen kann. Alte Männer hocken auf Kisten, Frauen bilden Kreise auf Decken, Machos fahren in ihren verspachtelten Schlitten im Schritttempo über

die Oranienstraße, und aufgehübschte Mädchen schlendern möglichst langsam über die Gehwege, um ja nicht übersehen zu werden. Und alle spalten sie Sonnenblumenkerne.

Meine Mutter, eine gestandene Dorftürkin, kommt niemals aus der Türkei zurück, ohne etliche Tüten Sonnenblumenkerne in ihren Koffern zu verstauen. Aber man muss nicht gleich in die Türkei reisen, um an den Stoff zu gelangen. In Kreuzberg gibt es einen ganzen Laden mit dem Trockenfutter. Türken nennen Sonnenblumenkerne »eğlencelik«. Was so viel bedeutet wie »für das Vergnügen«. Für das Spalten der Sonnenblumenkerne gibt es natürlich auch einen eigenen Begriff: »çitlemek«. Weil sie beim Öffnen das Geräusch »çit« machen.

Leider musste ich schon nach dem ersten Frühlingswochenende eine Kern-Zwangspause einlegen. Meine ausgetrockneten Winterlippen waren wohl noch nicht bereit für die anatolische Mundakrobatik. Sobald der tiefe Riss in meiner Lippe abgeheilt ist, fange ich sofort wieder an.

Oder wie mein Vater sagen würde: »Açın karnı doyar, gözü doymaz.« – Der Mund ist schnell gefüllt, aber langsam das Auge.

25. April 2011

Politischer Idiotentest

In meinem Osterurlaub in der Schweiz, wo Minarette nur bis zur Grasnarbe wachsen, fiel mir der Satz meines Vaters ein: »Eliyle iş yaparken, kıcıyla dağ devirir.« Ich spanne Sie ein we-

nig auf die Folter, zumindest diejenigen, die der türkischen Sprache nicht mächtig sind. Gestatten Sie mir, ein wenig weiter auszuholen.

Erinnern Sie sich noch an die Schulzeit? Da gab es immer einen in der Klasse, den Uncoolen, Langweiligen, den alle blödfanden. Aber die Lehrerin befahl, die Spaßbremse und den Beserwisser in die Gruppe zu integrieren. Am Gründonnerstag hörte ich vom Ergebnis der Schiedskommission der SPD im Parteiordnungsverfahren gegen Thilo Sarrazin. Frei nach Friedrich Schillers »Wilhelm Tell« schoss mir folgender Gedanke durch den Kopf: Durch diese hohle Phrase (es entspreche nicht »meiner Überzeugung, Chancengleichheit durch selektive Förderungs- und Bildungspolitik zu gefährden«) kann er entkommen. Wenn es führt kein anderer Weg, dann Gutnacht.

Wie muss man sich gerade in der SPD fühlen? Gerade dann, wenn sie deutlich machen könnte, dass in den viel gepriesenen Grundwerten der Sozialdemokratie auch Saft und Kraft stecken und nicht nur der nächste Kompromiss, um sich über die Runden zu retten, leidet sie an Entscheidungsschwäche.

Selbst unser Bundesguido kann im Weltsicherheitsrat nicht so schnell kneifen wie die SPD in diesem Parteiordnungsverfahren. Oder steckt gar ein großer Plan dahinter, den ich nicht durchschaue? Nimmt die SPD die Integration nun so ernst, dass sie niemanden mehr gehen lassen will? Feind, Todfeind, Parteilfreund heißt es im Volksmund. Wen ich nicht bekehren kann, den erdrücke ich mit meiner Zuneigung. Kurt Tucholsky schrieb einmal über die Genossen: »Die sind richtig, die wähle ich, man weiß, die tun was für die Revolution, aber man hat das sichere Gefühl, mit denen kommt sie nie.«

Heinrich IV. ging nach Canossa, in der Bundesliga hätte der

spuckende Spieler 20 000 Euro an einen islamischen Kulturverein zahlen müssen, Kurt Beck kam bis zum Schwielowsee, bis er sein Amt als Parteivorsitzender los war. Aber der nörgelnde Genosse, der Pullovertragen in der kalten Bude als aktiven Klimaschutz für Erwerbslose empfahl und sich als Hobbykoch für die Armen einen Namen machte, musste nur für fünf Stunden ins Bezirksrathaus Wilmersdorf, wo die Anklägerin Andrea Nahles das Wort führte. Jene Sozialdemokratin, die so linkslastig tut, wie mein fettarmer Biojoghurt rechtsdrehend wirkt.

Mein Bruder Mustafa machte vor einiger Zeit den Idiotentest, um seinen Führerschein wiederzubekommen. Er schwor, nie wieder in geschlossenen Ortschaften 120 zu fahren und vor roten Ampeln anzuhalten. Am Ende des Tests wussten der Psychologe und mein Bruder, dass beide lügen, aber die Ordnung war wiederhergestellt. Mein Bruder durfte sich wieder in den Straßenverkehr integrieren.

Beim Wissen um die Lüge ist die Qualität entscheidend. Oder wie Dieter Hildebrandt sagte: »Das ist keine Lüge, sondern eine sachzwangreduzierte Ehrlichkeit.« Nachdem sich nun die Schiedskommission darauf verständigt hat, worauf sie sich verständigt hat, bleibt mir nur selbst zu erklären: Ich habe in meiner Kolumne nicht die Auffassung vertreten oder zum Ausdruck bringen wollen, etwas zu erreichen. Es entspricht insbesondere nicht meiner Überzeugung, eine Meinung zu haben. Mir lag es fern, in meiner Kolumne Kritik an der SPD, insbesondere an Führungspersonen, zu üben. Ich habe zu keiner Zeit die Absicht gehabt, mit meiner Kolumne sozialdemokratische Grundsätze zu verletzen.

Wilhelm Tell hatte übrigens einen zweiten Pfeil dabei, für den Fall, dass die Nummer mit dem Apfel schiefeht.

Oder wie mein Vater eben sagen würde: Was der Mensch mit den Händen aufbaut, wirft er mit dem Hintern wieder um.

2. Mai 2011

Die Frage der letzten Ruhe

Am Wochenende rief meine Mutter an. Sie erzählte mir, dass mein Onkel gestorben sei. Die ganze Familie sei damit beschäftigt, ihn in unser anatolisches Dorf zu bringen, um ihn dort so schnell wie möglich beizusetzen. Mir fiel die Geschichte ein, wie ein Bekannter meines Vaters vor 30 Jahren seine tote Mutter in einen Teppich wickelte, auf dem Dachgepäckträger seines Autos befestigte und sie in die Türkei brachte. Damals kostete es noch ein halbes Vermögen, einen Leichnam mit dem Flugzeug zurück in die Heimat zu fliegen.

Die meisten Türken der ersten Generation wollen in ihrem Heimatland begraben werden. Die wenigsten wissen, dass es auf deutschen Friedhöfen mittlerweile islamische Grabfelder gibt. Und die, die davon gehört haben, wollen trotzdem zurück in die Türkei. Wenn sie es lebend schon nicht geschafft haben, dann eben tot.

Niemals würde ich mich trauen, meine Eltern zu fragen, ob sie sich nicht lieber in Deutschland beerdigen lassen möchten. Sie davon zu überzeugen ist undenkbar. Nur einmal habe ich diese Möglichkeit angedeutet. Meine Mutter hat zwei Tage nicht mit mir gesprochen, und mein Vater zischte: »Deine Mut-